

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 160.

Dienstag, 23. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(4. Fortsetzung.)

Sibylle atmete tief.

„Ich erachte, daß es hier draußen ja weit, weit schöner ist als da drinnen in dem lauten Saal.“ Sie blieb stehen und legte den Kopf ein wenig zur Seite. „Hört nur, welch ein Raunen in der stillen Nacht ist. Und wie der große Brunnen vorm Rathaus unentwegt plätschert und singt.“

Auch Seidenbender verhielt den Schritt und blieb hart neben ihr stehen.

„Wollte Gott, daß die Nächte hier weiter so still und ruhig blieben in Worms! Und daß nicht Flammenprasseln oder Geschrei der Plünderer durch unsere Gassen hallen!“ Sie sah ihm voll ins Gesicht. „Ihr habt mir heute morgen gesagt: Furcht tut nichts Gutes! Und nun redet Ihr selber so verzagt?“

Aber seine Züge sprang, jäh eine Flamme. Kurz und aufzudend. Er neigte sich ein wenig herab zu ihr:

„Ich danke Euch, Jungfrau. Ja, wir müssen frei und mutig sein in allen Dingen.“ Aber da sind wir am Advolatenhaus.“ Er wollte den Klopfer heben, behielt ihn aber unschlüssig in der Hand.

„Es wäre schön, wenn Ihr noch ein Weniges mit mir gehen könntet, Jungfrau. Da drinnen sind sie mit dem Wein beschäftigt und vermissen uns garnicht. Es währt nimmer lange. In einer kurzen Weile sind wir wieder zurück.“

Sibylle wickelte sich fester in seine warme Schaub und atmete schwer. Ob sie das wollte? Ihr Herz jauchzte. Und sie zwang sich, ihm verhalten und ruhig zu antworten. „Ich komme gern mit, Herr. Der Abend ist so schön, wie ich ihn nie erlebte.“

In den schlafenden Gassen hallten ihre Schritte. Aber den spitzgiebeligen Häusern stieg der Mond höher.

Sibylle war es, als wandele sie plötzlich in einem fremden, unbekannten Reich. In einem Märchenland, wo sie leise auftreten müsse mit ihren weißleidenen Schuhen.

Und wer war es, der neben ihr ging? Seit wann kannte sie ihn überhaupt?

Woher kam es, daß ihre Seele mit allen Fasern so hingezogen ward zu ihm? Daß ihr war, wenn sie neben ihm ging, als müßte das so sein in alle Ewigkeit! Und als wäre es schon von Ewigkeit her so gewesen?

Märchenlicht goß der Mond über ihre beiden Gestalten. Märchenland war es, durch das sie mit klingender Seele schritt. Von den Bäumen fielen lautlos die sterbenden Blätter zur Erde. Ihr war es, als sei es Frühling worden über Nacht.

Jetzt kamen sie am Dom vorüber, der mondübergoßenen emporzuwachsen schien in den sternüberfüllten Himmel.

Der Ratsherr blieb stehen. Stolz war er in seinem Bild. „600 Jahre alt ist diese Kirche und eines der schönsten Gotteshäuser am ganzen Rhein. Sehet hier das südliche und herrlichste Portal. Es ist dasselbe, vor dem die Königinnen Brunhild und Kriemhild um den Vorrang stritten. Von diesen zertretenen Steinplatten aus hat das blutige Geschehen des Nibelungenliedes seinen Anfang genommen.“

Zurück gingen sie ein Stücklein Weges am Rhein

(Nachdruck verboten.)

entlang. Seidenbender konnte es nicht lassen, noch diesen kleinen Umweg zu machen. Denn es gab für ihn nichts Gewaltigeres und Schöneres als diesen Strom.

„Er ist mit mir gegangen von meinen Kindertagen an. An seinen Ufern habe ich gespielt und dann geträumt als Jüngling. Und Eines ist das Höchste, das wir tun können für ihn: Wacht zu halten an seinen Ufern Tag und Nacht. Schwert und Auge unverwandt gen Westen. Denn von Westen droht der Feind, der Reid, — der Untergang. Sie kennen kein Erbarmen da drüben und kein Recht. Es ist mir Kunde worden, wie die Heere König Ludwigs haufen in Dorf und Stadt. Wie sie brennen, morden und plündern auf deutscher Erde, wohin sie auch ihre Schritte lenken. Darum müssen wir auf der Hut sein. Immer wach sein. Und darum wurmt und grämt es mich in tiefster Seele, wenn unsere Männer und Frauen noch so üppig leben und so viel Zeit und Gedanken verschwenden an unnützen Tand und Flitterklam. Sie sind taub gegen die gewaltigen Stimmen, die vom Westen her unser Land bedrohen.“

Tief ernst sah er nieder auf den breiten und mächtigen Strom. Still und ruhig flossen die Wasser ihre uralte Bahn. Darüber hatte das Mondlicht eine Brücke aus Silber gesponnen. Irgendwo aus den Weinbergen klang ferner Gesang eines Heimkehrenden. Sibylles Herz wurde weit, und sie hätte die Arme ausbreiten mögen.

War die Welt nicht unsagbar schön? Wie von Meisterhand mit scharfem Stift gezeichnet, hoben sich die Türme und Zinnen von Worms aus den Schatten der Nacht.

Johann Friedrich Seidenbender erhob das Haupt.

„In Deutschlands Seele liegt Deutschlands Not. Weil sie so zwiespältig ist und so zerrissen. An seiner Kraft und an seinen Fäusten liegt es nicht. Die sind gut. Aber es ist zu viel Reid da und Mißgunst und Kleinheit. Ehe Deutschland sich nicht selbst besinnt, kann es auch nicht Sieger sein über andere. Das weiß der Feind. Und darum packt er uns, wie es ihm paßt. Der Kaiser hat mit den Türken zu tun, der Brandenburger mit den Schweden. Wir vom Rhein müssen uns allein helfen.“

Sibylle sah ihn groß und fragend an.

„Und was können wir Frauen tun dabei?“

„Biel, Jungfer Battenberg. Einfach sein. Und rein und treu. Und dem Manne ein Kamerad und Helfer. Solche Frauen sind uns not.“

Es ging wie ein Schmerz über sein Gesicht. Er atmete schwer, dachte er an die Frau, die lieblos in seinem Hause das Leben mit ihm teilte, ohne Sinn für die große Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte.

„Aber wir müssen nun zum Marktplatz zurück. Man könnte uns vermissen, Jungfer Battenberg.“

Der erste Oktobermorgen graute über Worms. Es war noch früh am Tage. Aber schon war der ganze Rat zusammenberufen worden. Mit ernsten, besorgten Gesichtern saßen und standen sie beisammen, die führenden

Väter der Stadt, das Dreizehnerkolleg und die zwölf Bürger des äußeren Rates.

Hoch und ernst stand vor ihnen die Gestalt Johann Friedrich Seidenbenders, in seine schwarze Amtstracht gekleidet, die Fäuste vor sich auf den Tisch gestemmt.

„Männer von Worms! Ihr wißt, welche Nachricht wir heute früh erhalten haben. Der französische General Marquis de Bouslers hat sein Hauptquartier schon in Gölheim und wird seinen Marsch aller Wahrscheinlichkeit nach direkt auf Worms nehmen. Jeder von Euch weiß, was das für uns bedeutet! Denn wir selbst können uns nicht gegen einen so starken Feind schützen. Und wir wissen nun auch, daß von keiner Seite Hilfe zu erwarten ist, weder von den benachbarten Fürsten noch von dem Kaiser. Es steht in der Nähe des Rheinstromes keine einzige Kriegsmacht bereit, die imstande ist, den Feinden entgegen zu treten. Und die kaiserliche Armee ist viele hundert von Meilen entfernt im Kampfe mit den Türken. So ist Worms auf sich selber gestellt.“

Er hielt inne und sah über sie fort, indessen hinter seiner Stirne die Gedanken arbeiteten wie im Fieber. Im Rathausaal ließ sich der Domherr von Hauben melden. Er war noch ganz außer Atem, so schnell war er gegangen.

„Nicht sendet der Bischof selber. Er hat soeben von dem französischen General die Versicherung erhalten, daß es sich für Frankreich nur um pfälzische Orte handele, und durchaus nicht um solche, die dem römischen Reiche zuständig sind. Frankreich wolle ja nur den Kurfürsten der Pfalz dazu bringen, den Anforderungen der Herzogin von Orleans Genüge zu leisten.“

Seidenbender wandte sich gegen den Sprecher. „Und die Stadt Speier? Ist sie nicht auch von den Franzosen eingenommen worden, obwohl sich dort das Reichstammergericht befindet? Ich traue keinem freundlichen und höflichen Worte mehr, das von Frankreich kommt! Aber wir können immerhin unverzüglich Gesandte abgehen lassen an den französischen General, ob wir nicht für Worms erneute Zusicherung völliger Neutralität erlangen können. Solches muß aber sofort geschehen, dieweil ein großes Heer schon im Anmarsch ist. Ich bitte den Domherrn von Hauben, dem Bischof sogleich Kenntnis hiervon zu geben.“

Unter den Männern entstand ein Gemurmel und Beraten. Aber es war der einzige Ausweg, den sie finden konnten.

Zu Abgeordneten wurden vom gesamten Rat Herr Johann Friedrich Seidenbender und der Stadtschreiber Plaggert gewählt.

Sie eilten davon, ihre Pferde zu satteln, denn es war keine Minute zu verlieren.

Und sie reiten — reiten — reiten. Herbstnebel liegen schwer und grau über der weiten Rheinebene. Denn es ist noch früh am Morgen. Blizende Pfeile schießt die Sonne durch das wogende Nebelgewölke. Und Johann Friedrich Seidenbender hebt sich in den Bügeln und schattet die Augen mit der Hand.

Sie sind noch nicht weit auf der Straße nach Pfälzheim geritten, da entfährt dem Stadtschreiber ein Ausruf des Schreckens. Barmherziger Himmel! Sind das schon die Franzosen?

Als sie die Höhe erklimmen haben, erkennt Seidenbenders scharfes Auge eine starke Abtheilung Dragoner, geführt von dem Marquis de Barbesier. Andere Truppen und Artillerie folgen nach.

Wie sie die Spitze des Zuges erreichen, fragte Seidenbender höflich nach dem General Bouslers, an den er das Ansuchen der Stadt Worms zu richten hat. Er wird an den Marquis de Barbesier gewiesen, und dieser sagt ihm lächelnd, daß er sich nicht weiter bemühen brauche, da er vom General alle Vollmacht erhalten habe. Es sei ihm alle Gewalt eingeräumt, mit der Stadt Worms zu verhandeln, die Deputierten möchten mit ihnen nur in die Stadt zurückkehren.

Aber Seidenbender schüttelte den Kopf.

„Kann nimmer gegen meine Instruktion handeln.“

„Muß davon dem Rat erst Mitteilung machen.“ Wendet sein Pferd und reitet mit verhängten Zügeln wie ein Rasender in die Stadt zurück. Der Stadtschreiber immer hinterdrein.

Im Weichbild der Stadt läßt Seidenbender die Schlagbrücken hinter sich aufziehen und alle Tore schließen. Und der Bürgerwacht am Tor schärft er ein, daß sie niemand ohne Befehl des Rats weder ein- noch auslassen dürfe.

Noch sind die Herren in der Ratsstube beisammen, als Seidenbender und Plaggert hineinstürmen.

Mitten im Saal steht Johann Friedrich und preßt beide Fäuste gegen die Brust.

„Männer von Worms! In einer Stunde ist der Franzose vor unseren Toren. Er wird geführt von Marquis de Barbesier, der behauptet, daß er alle Vollmacht vom General Bouslers erhalten habe, mit uns zu verhandeln. Ich glaube das nicht. Wir müssen versuchen, den General selber zu sprechen. Wir nehmen neue Pferde und einen anderen Weg.“

Und nun jagen sie auf frischen Pferden aus der Stadt. Diesmal aus dem Speier Tor, um ungehindert weiter zu kommen.

Währenddessen rücken von der anderen Seite die französischen Dragoner heran mit der Artillerie. Im ganzen 6—7000 Mann, die mit dem Marquis de Barbesier Einlaß begehren. Dr. Eberhard Melchior und zwei Ratsherren werden an das Tor geschickt, um zu verhandeln. Sie sagen dem französischen Offizier, daß Abgeordnete zu der Generalität abgegangen seien, und bitten ihn, doch noch so lange Geduld zu haben, bis die zurück sind. Was der Generalität belieben würde, das wollten sie tun.

Aber ein Barbesier will sich nicht aufhalten lassen. Sofort verlangt er Antwort, ob die Stadt Worms kapitulieren und Garnison einnehmen wolle oder nicht. Und die Franzosen drohen in deutscher Sprache, daß sie Gewalt brauchen werden, wenn man ihnen nicht gutwillig die Tore öffnet.

In Not und Furcht stehen die Väter der Stadt. Was sollen sie tun? Und als die Franzosen immer drohender werden, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als das Tor zu öffnen. Über die lichte Morgensonne zieht es wie eine dunkle Wolke.

Armes Worms! Arme, herrliche Stadt am Rhein!
(Fortsetzung folgt.)

Der Sohn der Tränen.

Skizze von Joh. Edward Brandt.

Ali Ben Mandeb, der Sohn der Tränen, war siebenzehn Jahre alt und Sultan von Koweit. Den Namen hatte ihm der Vater gegeben, nachdem die Mutter bei seiner Geburt gestorben war; den Thron gab ihm das Schicksal, das seinen Vater, noch nicht vierzigjährig, auf der Löwenjagd ums Leben kommen ließ.

Zu Häupten seines Königspalastes glitzerte die arabische Sonne, und über den Gärten seiner Dächer wölbte sich die Kuppel des Himmels wie ein geschliffener Saphir. Fünfhundert silberweiße indische Pfauen stolzierten zwischen den blühenden Rosenstöcken der Gärten und schlugen zur Freude Ali Ben Mandeb's das kreisrunde Rad. Dreißig zahme Fasanen aus Birma und Siam gehorchten seiner lockenden Stimme und fraßen die Körner aus seiner flachen Hand.

Wenn er den Königsmantel und die Krone nicht trug, sah er aus wie ein schwindstüchtiger Knabe, aber sobald er den Schmuck angelegt hatte, verschwand er unter seiner gewaltigen Pracht. Dreifach war die Krone aus schwerem Gold, die ihm den Nacken niederbrückte, und in der Mitte ihres großen Reifes leuchtete ein grasgrüner, taubeneigroßer Smaragd. Vierhundert zart-händige Mädchen aus den Rosengebirgen von Schiras hatten zehn Jahre lang an dem Mantel geknüpft, den Ali Ben Mandeb trug. Sein breiter Saum künzte in Bildern die Geschichte des Propheten, und sein wallendes Schulterstück war aus purpurfarbener chinesischer Seide gewebt. Blutrote Rubinen aus Katsnapura, afrikanische Diamanten und leuchtend gelbe Topase aus den Felschluchten des Himalaya besäten die Schleppe, die von zehn ebenholzschwarzen Rubierknaben getragen wurde, wenn Ali Ben Mandeb sich von dem goldenen Throne seiner Väter erhob.

Viele Frauen und Mädchen hatten seines Winkes, aber

liebte nur Scheherazade, die ihm in der Stunde des Sonnenunterganges, wenn er das Gebet gesprochen hatte, Märchen aus dem Buche des Harun al Raschid las. Denn Koweit lag an der großen Handelsstraße, die von den Ufern des Persischen Golfs durch die fruchtbaren Niederungen des Euphrat und des Tigris zu des Kalifen wunderbare Zauberstadt führt.

Da trat eines Morgens Sela Pascha, der alte Ratgeber, auf die Stufen des Herrscherthrones. Er verneigte sich dreimal mit gekreuzten Armen so tief, daß seine spitze Nase den gestampften Boden der königlichen Halle berührte und sprach: „Erhebe Dich, Ali Ben Mandeb, von dem goldenen Thron Deiner Väter, steige mit mir auf das Dach Deines Palastes und schaue, was sich, von Osten kommend, der Hauptstadt Deines Landes naht!“

Ali Ben Mandeb erschau. Aber Sela Pascha lächelte. „Es ist kein Feind, o Herrscher der Herrscher, Du hast nichts zu sorgen, solange mein Auge über Dir und Deinem Throne wacht! — Wie viele tausend Meilen von Koweit entfernt liegt eine Insel im Nebelmeer des Nordens. Der sie beherrscht, ist der größte König dieser Erde, denn seine gewaltige Hand umfaßt das Morgenland und das Abendland.“

Ali Ben Mandeb zuckte zusammen. Daß einer auf Erden mächtiger sein sollte als er selber, mochte er nie gern hören, und er fragte er rasch: „Sage mir, Sela Pascha, hat er auch fünf- hundert silberweiße Pfauen aus Indien, die das Rad in den Palasthöfen seiner Gärten schlagen?“

Sela Pascha antwortete: „Nein, Herrscher aller Herrscher, die hat er nicht.“

Beglückt lächelte Ali Ben Mandeb, ehe er weiter fragte: „Hat er auch dreißig Jasanen aus Siam und Birma, welche die goldenen Körner aus seiner Hand fressen, Sela Pascha?“

Sela Pascha antwortete: „Nein, Herrscher aller Herrscher, die hat er nicht.“

Da wurde Ali Ben Mandeb's Gesicht schon ganz heiter, und er betrachtete zuckte es um seine Lippen, als er die dritte Frage an den alten Ratgeber seiner Krone richtete: „Sage mir, Sela Pascha, hat er auch so viele Frauen und Mädchen, die seines königlichen Winkes gewärtig sind?“

Denn er ahnte die Antwort, die Sela Pascha auch wirklich gab: „Nein, Herrscher aller Herrscher, die hat er nicht.“

„Was hat er sonst, Sela Pascha?“ fragte da Ali Ben Mandeb ganz mittelmäßig.

„Das werde ich Dir sagen, Herrscher aller Herrscher, wenn Du jetzt mit mir auf das Dach des Palastes steigst!“

Und wieder erhob sich Ali Ben Mandeb. Die zehn ebenholzschwarzen Rubiertnaben erfaßten die Schleppe, und so schritt der Sultan, hinter ihm sein Minister, die Stufen zu den Gärten der Dächer empor.

Als sie beide am Rande der von roten Rosen bewachsenen Palustrade standen und Yoko, der Lieblingsjase, auf der rechten Schulter des Herrschers aller Herrscher saß, deutete Sela Pascha gegen Osten und sagte: „Bemerkest Du die beiden Schiffe dort auf dem blauen persischen Meer? Sie nähern sich in Freundschaft der Hauptstadt Deines Landes, Herrscher aller Herrscher! Sie gehören jenem König der Insel im nordischen Nebelmeer, von dem ich Dir sprach!“

„Und wen führen die Schiffe an Bord, Sela Pascha?“ fragte Ali Ben Mandeb, und schon wieder huschte es wie ein Zittern der Angst durch seine Worte.

„Den weißen Sahib, Herrscher aller Herrscher, der Dir das Geschenk Seiner königlichen Majestät überbringt, deren Hand das Morgenland und das Abendland umspannt.“

„Welches Geschenk?“

„Den goldenen Stern“

„Welchen Stern?“

„Den Stern, der Glanz vor allen anderen Sternen verleiht.“

Bei dieser Antwort Sela Paschas erweiterten sich die Augen des jungen Ali Ben Mandeb. Seine Stimme nahm den Ton der Verzückung an, als er die Worte seines alten Ratgebers wiederholte: „Den Stern, der Glanz vor allen anderen Sternen verleiht?“

„So sagte ich, Herrscher aller Herrscher!“

Da klatschte Ali Ben Mandeb vor Freude wie ein Kind in seine Hände, doch plötzlich verfinsterte sich seine Stirn. Fragend waren seine Augen auf Sela Pascha gerichtet, und er sagte mit leiser Stimme: „Und um welchen Preis, Sela Pascha, bringt mir der weiße Sahib aus dem fernen Rebellande des Nordens den Stern, dessen Glanz Glanz vor allen anderen Sternen verleiht?“

Da lächelte der alte, schlaue Sela Pascha wie ein Händler, der auf dem Markte eine arabische Stute verschachert, rief sich wie ein solcher die Hände, zuckte mit den Schultern und meinte: „Der Ruf Deiner Macht und Deines Reichthums, Herrscher aller Herrscher, ist eben bis in das ferne Rebelland gedrungen, und die größten der Erde buhlen um Deine Günst.“

Aber Ali Ben Mandeb beharrte: „Um welchen Preis, Sela Pascha, um welchen Preis?“

Da dachte Sela Pascha an die englischen Pfundnoten, die man ihm von Aden aus in die Hände gespielt hatte, und seine Seele jauchzte vor Glück. Denn er besaß viele Karawanen, die beladen mit indischen Lächern, mit Wolfa und Eisenbein, mit

Tee und Reis, durch die arabische Wüste zogen, und mit diesem Gelde konnte er die Zahl der Treiber und seiner Kamele verdoppeln. Aber zu dem Herrscher der Herrscher sagte er: „Eigentlich um gar keinen, Herrscher aller Herrscher. Es ist nur ein wertloses Stück Land drunten am Hafen, das man von Dir fordert und um das man Dir den Stern überläßt, dessen Glanz Glanz vor allen anderen Sternen verleiht.“

„Welches Stückchen Land, Sela Pascha?“

„Die Keede, wo die Schiffe anlegen, Herrscher aller Herrscher, und das felsige Vorgebirge, auf dem kein Palm wächst und das diese Keede umschließt.“

Mitleidig lächelte Ali Ben Mandeb. „Und sonst verlangt der weiße Sahib nichts?“

„Sonst verlangt der weiße Sahib nichts, Herrscher aller Herrscher. Er begehrt nur, auf der Klippe ein Haus bauen zu dürfen, in dem seine Leute, wenn sie in Koweit landen, nächtigen können.“

Es war eine großartige Handbewegung, mit der Ali Ben Mandeb seine Antwort begleitete: „Diese Bitte ist dem weißen Sahib gewährt, Sela Pascha!“

Unterdessen hatten die beiden englischen Kriegsschiffe, die Sela Pascha seinem Herrn gezeigt hatte, sich der Keede von Koweit genähert.

„Wir wollen dem weißen Sahib mit dem Sterne entgegengehen, Sela Pascha“, entschied da Ali Ben Mandeb, „denn — ich freue mich auf diesen Stern.“

Auf einen leisen Wink des Ministers erfaßten die zehn ebenholzschwarzen Rubiertnaben die Schleppe an dem Mantel des Herrschers, und Ali Ben Mandeb kieg wieder hinab.

Und noch am Abend desselben Tages war der Vertrag unterzeichnet, der die Unabhängigkeit des Herrschers von Koweit von der türkischen Krone erklärte und den Endpunkt der Bagdadbahn unter englische Kontrolle stellte.

Wie das „Eustpferd“ zur Tempel- jurte verhalf.

Leutnant Haslunds Reise zum Sintjin Gigen Khan.

Das Völkermuseum von Stockholm besitzt jetzt eine einzigartige Sehenswürdigkeit, nämlich einen ganzen lamaistischen Tempel, eine sog. Tempeljurte, ein bewegliches Gotteshaus, wie es die-mongolischen Nomaden seit uralten Zeiten auf ihren Wanderungen mit sich führen. Diese Seltenheit gehört zu den Schätzen, die auf der großen Fahrt Sven Hedin's durch Innerasien erobert worden sind. Der berühmte schwedische Gelehrte legt seine Schilderung dieser größten wissenschaftlichen Expedition, die wohl je unternommen wurde, in einem soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Band „Rätsel der Gobi“ fort. Er schildert hier die Wanderungen und Abenteuer, die wissenschaftlichen Leistungen und Entdeckungen seiner vielen Mitarbeiter und widmet auch ein Kapitel der romantischen Reise des dänischen Leutnants Haslund zu dem Mongolen-Stamm der Torgoten und zu ihrem Fürsten Sintjin Gigen Khan. Diese Mongolen lehrten vor 1½ Jahrhunderten von der Wolga, wo sie mit den Russen und Kirgisen schwere Kämpfe bestritten hatten, nach den wilden und schwer zugänglichen Tschos-Bergen in der Nähe von Khara-schar zurück und sind überzeugt, das schönste Land der Erde zu bewohnen. Sie sind besonders dadurch interessant, daß sie ihre alten Überlieferungen noch bewahrt haben und besonders in ihren Liedern eine reiche Melodie und Poesie offenbaren. Haslund hatte schon früher die Torgoten besucht und phonographische Aufnahmen gemacht, durch die der „Mann mit dem sprechenden Kasten“ sehr beliebt wurde. Viel weniger angenehm aber waren die Mongolen von seinen Versuchen berührt, genaue Messungen an ihnen vorzunehmen, denn sie haben eine angeborene Scheu davor, sich berühren zu lassen, und es bedurfte eines Nachwortes ihres Khans, um die Untersuchung einiger Prachtexemplare dieses schönen und stattlichen Menschen-schlages durchzusetzen. Mit Einwilligung Hedin's unternahm nun Haslund einen neuen Vorstoß in diese Gebirgswelt, um völkermundliches Material unter den Torgoten zu sammeln und besonders eine Tempeljurte zu erwerben, wie sie die Fürsten auf ihren langen Wanderungen mitzunehmen pflegen. Er kam glücklich in Deregat, dem Herrscherbesitz des Khans, an.

Die Torgoten haben wie alle Nomaden einen hergebrachten Widerwillen gegen feste Bauwerke, und an vielen Stellen der Mongolei ist es noch heute aufs strengste verboten, feste Wohnhäuser zu errichten, denn die heiligen Steppen sollen nicht mit Gebäuden beschwert werden und die Mongolen nicht ihre Pflicht veräußern, von einer Gegend zur andern zu ziehen und die besten Weiden für ihr Vieh zu suchen. Sintjin Gigen aber, ein fortschrittlich gesinnter Fürst, hat zum ersten Mal mit diesem Brauch gebrochen und vor acht Jahren seine Sommerresidenz im Tschos-Gebirge errichtet. Er konnte sich dies leisten, weil er selbst ein Heiliger des Lamaismus ist, und als diese dauernde Niederlassung nicht das Unglück herbeiführte, das man gefürchtet, sondern zum

Erfolg ausflog, war man damit einverstanden, daß er auch allen seinen Beamten Wohnungen in Deregat schuf. In den Sommermonaten wohnen aber alle noch weiter in ihren Zeltsurten, um in diesen letzten Wohnungen den Heeren zu folgen und ihre Sporttreffen und Wettrennen abzuhalten. Vor dem Tor des Herrscherpalastes stehen sieben große, prächtig geschmückte Tempelsurten mit Bildern der vornehmsten Götter und Heiligen, und hier verrichten die Schriftgelehrten und hohen Lamas ihre täglichen Gebete, hier halten sich auch zwei Astrologen auf, die der Khan in allen Zweifelsfragen um Rat fragt. Solche Tempelsurten sind jetzt in der Mongolei sehr selten geworden, sind aber von großer geschichtlicher Wichtigkeit, da sie die ursprüngliche Form der Gotteshäuser darstellen, bevor die Mongolen, von Gottesmännern aus Tibet beeinflusst, Tempel aus Holz und Mauerwerk zu bauen begannen. Die Eroberung eines solchen Heiligtums war ein besonders schwieriges Unternehmen, aber der Däne hatte das große Glück, einen Talisman mit sich zu führen, der ihn in den Augen der Mongolen mit einem erhabenen Nimbus umgab. Ein Lama hatte ihm eine Gebetsfahne geschenkt, auf die ein Lustpferd gemalt war, das die heiligen Kleinode und Gebete in tibetischer Schrift trug. Die Schriftgelehrten können daraus allerlei deuten, wenn sie die vom Wind bewegte Gebetsfahne beobachten, und der Wind war auf allen Wanderungen Haslunds so zuvorkommend, das Lustpferd in ständiger Bewegung zu erhalten, aus der die Lamas glückliche Deutungen herauslasen. Der Besitzer hatte von diesen geheimnisvollen Feststellungen keine Ahnung, aber durch das „Lustpferd“ ging ihm der Ruf voraus, ein besonders mächtiger und glücklicher Mann zu sein, und das verschaffte ihm eine vorzügliche Aufnahme bei dem Khan und seinem Volke. Der Herrscher war bereit, daß Haslund alles, was ihm gefiele, kaufe, unter der Bedingung, daß diese Gegenstände von einem Silberschmied nachgeahmt werden sollten und die Nachbildung als Bezahlung für das Original gelte. Die kostbare Tempelsurte erregte die besondere Sehnsucht des Dänen, und schließlich erklärte sich Sindjin Egen bereit, sie mit allem Zubehör dem Khan von Schweden zu schenken. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten langte denn auch dieses seltene Stück wohlbehalten in Stockholm an.

Die Stadt, in der nicht geheiratet wurde

Mussolinis Wunsch ist es, daß in Italien mehr geheiratet werde und der Wunsch des Duce ist bekanntlich Befehl. Die italienische Jugend ist also bestrebt, Hymens Rosentetten so rasch als möglich auf sich zu nehmen. Nur eine einzige Stadt bildete hierin eine allerdings unrahmliche Ausnahme. In Camporgiano wurde, wie vor einem Jahr ein Berichterstatter des „Corriere della Sera“ mit größtem Entsetzen feststellte, schon seit fünf Jahren keine einzige Ehe geschlossen.

Diese sensationelle Feststellung löste einen wahren Sturm der Entrüstung im italienischen Blätterwalde aus. Der Podesta des kleinen Städtchens, Michele Rutini, wurde auf das heftigste angegriffen und einige Unentwegte verlangten sogar, daß er wegen Pflichtverletzung verklagt und verurteilt werden sollte. Aber die Sache ging noch weiter. Einige Wochen später erschien ein Redakteur der Zeitung in der Stadt und stellte fest, daß Camporgiano geradezu wie geschaffen sei, um beim Heiratswettrennen mit den übrigen Städten den ersten Preis davonzutragen. Die Wirtschaftssachverständigen erklärten, daß Camporgiano Italiens billigste Stadt sei und ein kurzer Spaziergang bewies, daß die Mädchen des Städtchens fast ausnahmslos schön und auch heiratslustig waren. Trotz all diesen Feststellungen, trotz der wütenden Campagne der Blätter konnte sich die männliche Jugend nicht zum Heiraten entschließen. Der Podesta raufte sich verzweifelt die Haare, wollte schon Selbstmord begehen, als plötzlich

Eines Tages wurde der Korrespondent einer großen englischen illustrierten Zeitschrift ganz zufällig in das Städtchen verschlagen. Es war eben Sonntag nachmittag. Der Corso war voll Menschen und, was dem Engländer besonders auffiel, voll schöner Mädchen. Da beschloß der Journalist, der von Camporgianos Mißgeschick Kenntnis hatte, sich der Sache anzunehmen. Er veröffentlichte einen Artikel, mit vielen Photographien versehen, über die Mädchen von Camporgiano. Die Veröffentlichung hatte einen unerwarteten Erfolg. Die englische Zeitschrift ist sehr verbreitet und die Photographien wurden auch von zahlreichen anderen Blättern übernommen.

Nun kam, was kommen mußte. Eines schönen Tages bemerkte der Podesta, daß sein Posteingang sich bedeutend vermehrt hatte. Er erhielt Briefe in englischer, französischer, italienischer, spanischer und portugiesischer Sprache, und die Briefschreiber verlangten von ihm, daß er ihnen die Photographien des schönsten Mädchens senden solle, da sie die Absicht hätten, diese zu heiraten.

Michele Rutini beantwortete gewissenhaft jeden Brief, sandte eine Photographie nach der anderen, und die Folge dieser Tätigkeit war, daß nach kaum vier Monaten alle Schönen des Städtchens an den Mann gebracht waren.

Die Tatsache, daß der Podesta sozusagen ein offizielles Heiratsvermittlungsbüro habe, wurde auch in den übrigen italienischen Städten bekannt und die heiratslustigen Mädchen gingen alle nach Camporgiano, wo sie Aussicht hatten, schnellstens einen Gatten zu finden. Und als wieder sechs Monate um waren, stellte der „Corriere della Sera“ mit höchster Befriedigung fest, daß Michele Rutini als ganz ausgezeichnete Podesta glänze, da es ihm gelungen sei, die seiner Obhut anvertraute Stadt wieder in die Höhe zu bringen; denn nirgends in Italien wird sonst geheiratet wie eben in Camporgiano. E. L.

Wunder am Leipziger Platz.

Von Georg W. Manfred (Wiesbaden-Berlin).

Leipziger Platz, gegen 6 Uhr abends; hastig eilen die Menschen durch die Straßen, die Autos hupen bröhnend, schwer rattern die Autobusse über die Kreuzung, die Blumenfrauen schreien sich heiser, um ihre Blumen loszuwerden, die Straßenbahn tracht und bimmelt, „Tempo“, „Nachtausgabe“, „Achtuhrabendblatt“, „Der Wigblätter zusammen nur zwanzig Pfennig“, Lärm, Geschrei, Tempo erfüllt den weiten Platz.

Plötzlich bleibt einer stehen, der noch eben eilig rannte, blickt zum Himmel hinauf, lacht. Und dann sehen zwei andere nach oben, und auf einmal steht der ganze Leipziger Platz still, das Leben ist wie weggewischt, und starrt wie gebannt nach der Höhe; verschwunden sind Lärm und Eile; alte Leute und junge, reich und arme, der Zeitungsmann und die Blumenfrau, sie alle freuen sich über das Wunder, das sich dort oben in unermeßlicher Höhe vollzieht: elf Bildgänse ziehen in majestätischem Flug über den Stadt hin nach Norden.

Für zwei Minuten sind sich alle Menschen ein wenig näher, sie lachen sich an und freuen sich. Mancher Wunsch, mancher Seufzer steigt hinauf zu den einsamen Vögeln, die jetzt einen großen Kreis ziehen, als ob sie sich dem staunenden Volk von Berlin zeigen wollten; dann ziehen sie weiter, unaufhaltsam und unbekümmert um die armen Kleinwüchsigen Menschenlein, die dort unten stehen und starren, die mitfliegen wollen und nicht können, die sie, die freien Herrscher der Luft, beneiden um ihre Freiheit.

Und manchem von uns, die wir hier unten stehen, steigt ein merkwürdiges Gefühl in die Kehle, halb ist es Freude über so viel Schönheit und halb ist es Sehnsucht und ein klein wenig Neid.

Welt u. Wissen

Eine furchtbare Storchentatastrophe In diesem Jahr sind sehr viele Störche nach Deutschland nicht zurückgekehrt, so daß zahlreiche Storchennester in allen Gegenden Deutschlands leer stehen. Bei der Heimattreue dieser Vögel erschien dieser Vorgang rätselhaft, zumal er in hunderten von Fällen beobachtet wurde. Es scheint nun nach englischen Mitteilungen, die aus Natal kommen, daß dafür eine furchtbare Naturkatastrophe verantwortlich ist, die vielen Tausenden von Störchen das Leben kostete. Während der Zeit des deutschen Winters halten sich die Störche in Südafrika auf, wo zu der Zeit Sommer herrscht. Ende Februar dieses Jahres, also am Ende des südafrikanischen Sommers, als die Störche sich bereits zu ihrem Nordfluge nach Deutschland versammelten, brach über sie nach einer Mitteilung der Umschau ein furchtbares Unheil herein. In jenen Tagen wurde ganz Natal von einem schweren Hagelsturm verwüstet, der auch auf die Ansammlung von vielen tausend Störchen traf und Tausende von ihnen tötete. Zufällig waren mehrere Gendarmen einer Patrouille Zeugen dieser Storchentragödie. Als sie am Hange der Cathlinberge hintritten, sahen sie, daß ein Bergabhang ausfiel, als ob er von Schnee bedeckt sei. Diese ungewöhnliche Erscheinung fiel ihnen auf und sie richteten an den Bergabhang heran, um die Natur dieses „Schnees“ zu untersuchen. Da stellten sie fest, daß hier der ganze Abhang mit toten Störchen überfüllt war, die größtenteils übereinander lagen. In so ungeheuren Massen waren sie getötet worden. Im Bericht wird ausdrücklich von „unzähligen Tausenden von Störchen“ gesprochen, die hier zugrunde gegangen sind. Ferner wird darauf hingewiesen, daß auch viele Störche an vergifteten Heuschrecken starben, der Vorgang am Cathlinberge stellt eine der größten Vogeltatragödien der jüngsten Zeit dar.